

“Nicht müde werden, sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten.” Hilde Domin

Vögel (Melinda Fritz K1)

Ich bin kein geduldiger Mensch.
Nicht mit anderen, nicht mit mir, nicht mit dir.
Nicht mit der Welt und dem, was andere Gott nennen.
Und vor allem nicht wenn es um Zukunft geht.

Als die Sicherheitstür geöffnet wird trommelt der Wind einen seltsamen Rhythmus auf mein Trommelfell. Keinen Tackt den man erkennen könnte, weil er schon etliche Male in irgendwelchen Liedern verpackt wurde. Er ist unregelmäßig. Ein wirres Schlagzeugsolo. Schon fast so, als würde die Luft Sätze sagen. Nur verstehe ich die Sprache nicht.
Ein seltsamer Rhythmus.
Wenn ich meinen Kopf leicht drehe verändert er sich zu einer rasant anschwellenden Welle aus dumpfen Stößen. Trotz meines Anzugs, und dem Helm der meinen Hals zwickt drückt der Starke Luftdruck auf meinen Kopf und bearbeitet meine Gehör.
Das Atmen fühlt sich komisch an. Ich öffne den Mund und die Luft strömt von ganz alleine in meine Lunge. Es fühlt sich seltsam an, zu spüren wie man Luft konsumiert. Es erinnert mich an den Schlauch, der einmal in meine Atemröhre geführt wurde um meine Lungen mit Sauerstoff angereicherter Luft zu füllen. Von ganz alleine fließt sie in mich und fragt nicht nach.

Meine Ärztin meinte: „noch 7 Wochen“ und meint damit, das es danach wohl kein “heute” mehr gibt.
Ich würde nicht von mir behaupten, sehr kreativ zu sein.
Ich würde sagen, ich bin es relativ. Trotzdem konnte ich mir weder unter dem Wort „Danach“ noch unter dem Wort „Heute“ viel vorstellen.
Irgendwann dachte ich, es gibt keine genaue Definition der Bedeutung dieser Wörter. Viel eher hat jedes einzelne Lebewesen die Verantwortung das Jetzt in seinem Sinne zu gestalten. Wie sehr das das „Danach“ beeinflusst kann niemand sagen. Schätze ich.
Deswegen fing ich an zu versuchen, mein Bestes zu geben. Wenigstens das Heute, das Jetzt zu nutzen und es auszubauen, wie meine Möglichkeiten es mir gewähren.
Es ist komisch, dass es mich nie wirklich getroffen hat nur noch so wenig Zeit zu haben.
Ich habe das Gefühl, dass ich nur gelernt habe sie besser zu nutzen.

Das Jetzt ist vielfältig, fällt mir auf. Wie ich hier im Helikopter stehe. Mein Bruder steht neben mir, fest an die Sicherheitsstäbe geklammert um nicht aus der Tür gedrückt zu werden.

Mein Bruder ist jetzt 21. Er ist hübsch, finde ich, wie er da steht und mich mit leicht vom Rauch gelb gezeichneten Zähnen angrinst. Die grauen Augenringe werden von der im Helm eingebauten Brille verdeckt.

Nur ich weiß, dass sie da sind. Das mit den Augenringen wissen meine Eltern denke ich auch. Die zwei Menschen, die irgendwo da unten in irgendeinem Restaurant zu Mittag essend und über unnötige Dinge sprechend sitzen und so tun als ob. Die so tun als ob sie weniger Angst hätten. Vielleicht versuchen sie es zu ignorieren, dass es nur noch wenige Wochen sein werden, die wir miteinander verbringen. Diese Ungewissheit, wann Schluss ist.

Auch wenn mein Bruder es mir gegenüber nicht zeigt, weiß ich doch, dass es ihn überfährt. Die Angst davor, ein Geschwister zu verlieren muss schrecklich sein, denke ich. Seine Augenringe erzählen von den vielen nächtlichen Aktionen die wir in letzter Zeit unternommen haben. Heimlich ins Freibad gehen, eine Betonwand besprühen, Briefe in fremde Briefkästen werfen, mit Mamas Auto um den Block fahren und hauptsächlich in irgendwelche Nachtclubs gehen, in denen alle Menschen bunt und schön sind und die Liebe nach Zigarettenqualm und Bier riecht.

Meine Eltern wissen von den Augenringen.

Ihre eigenen sind nicht weniger grau und gleichen in Kombination mit der in die Tage gekommenen Haut irgendwie den Jahresringen eines Baumes, denke ich.

Doch das hier, das Jetzt, davon wissen sie nichts.

„Das ist unser Geheimnis“, schreit Henri zu mir rüber. Ich befinde mich in großer Höhe über dem Boden in einem Helikopter. Es ist ein Mittwoch irgendwann im April, Henri hat sich extra freigegeben und seine Kollegen überredet, dass ich das schon könne, auch wenn ich nur 45 Kilo wöge und er würde ja außerdem dabei sein. Seine Kollegen, die immer „auf dem Sprung sind“, wie Henri es sagt.

Ich grinse breit.

Meine Eltern wissen nicht, dass wir Fallschirmspringen.

Seit ich mit 14 Jahren mitbekam, dass der damals 18 jährige Henri mit einem fetzten Stoff in einem Rucksack aus der Tür ins nichts, in die Luft stieg, wollte ich das auch. Meine Eltern verboten es. Es war damals auch nicht mit Ihnen besprochen worden. Henri lies sich was das anging aber nichts sagen. Mit 18 Jahren wusste er schon genau was er wollte und wie er auf sich aufpassen musste. Trotz etlicher Statistiken und Unfällen von anderen „auf-dem-Sprung Kollegen“ lies der Jugendliche sich nicht davon abbringen. Er probierte alles aus. Nichts ging schief und alles war okay.

Und ich war noch nicht krank.

Jetzt ist es Zeit.

„Jetzt ist nun mal nur jetzt Jetzt, sprich: kann auch nur jetzt erlebt werden“ sagt Henri immer und seit der Diagnose, kommt mir jede Sekunde wie ein neues Jetzt vor.

Der Helm klemmt, aber ich fühle mich gut.

Ich hab keine Geduld mit den Dingen.

Ich wollte das noch unbedingt machen.

Bevor das „Danach“ da ist.

Das, wovon die Augenringe mir täglich erzählen.

Wie es wohl ist zu fliegen? Ist das wie das „danach“? Wird man zu Luft oder zu einem Vogel oder zu nichts? Ich weiß es nicht.

Ich stelle mir vor, dass das es jetzt da ist.

Mein Helm hindert mich daran meinen Kopf ganz zu Henri umzudrehen, aber ich bin mir sicher: Er sieht, das ich lache.

Dann gibt mir der junge Mann hinter mir das Zeichen zum Sprung in dem er seine Hand für einen kurzen Augenblick nach vorne in meine legt.

Tandemsprung.

Mit meinem Bruder.

Ich denke, schöner kann es nicht sein.

Wir verlassen den Helikopter.

Die Luft bleibt mir weg.

Ich spüre die größte aller Mischungen der Gefühle, alle auf einmal.

Endorphine überschütten mich.

Angst, Freude, Trauer, Wut.

Sie sind alle da.

Und alle so gleichgültig.

Ich werde auf halber Strecke ohnmächtig.

Meine Haare wachsen langsam wieder nach, nach zwei Jahren.
Ich hatte so verdammtes Glück, sagten sie.
Anscheinend sei mein Tumor bis auf ein kleines ungefährliches Überbleibsel zurückgegangen.
Die Gehirnflüssigkeit hat sich wohl plötzlich wieder bewegen können und es sei doch möglich gewesen, die Behandlung gut durchzuführen.
Eine Prieze streichelt meinen Flaum auf dem Kopf und ich halte meine Nase noch höher ins Sonnenlicht.
Die Landung ist gut gegangen. Ich bin aufgewacht und hab mich unten schrecklich aufgeregt, dass ich die Hälfte nicht mitbekommen habe.
Ich bin ungeduldig.
Damals hatten wir deshalb nicht nachgefragt, ob es denn gefährlich wäre mit einer solchen Diagnose zu springen.
Und mit einem Untergewicht.
Fünfundvierzig Kilo ist nun mal die Unterste Gewichtsgrenze beim Springen.
Es ist nicht gefährlich, es ist lebensmüde.
Nur eine klitzekleine Chance, dass es hilft.
Ein Prozent Leichtsinn und Stolz gemischt mit dem Augenblick.
Die anderen 99% waren Dummheit.
Ich hatte Glück.
Ich hatte so viel Glück, dass mir der Sprung das Leben gerettet hat.

Meine Fensterbank ist perfekt.
Mein linkes Bein schleift an der Außenseite unseres Hauses an der rauen gelben Wand entlang.
Ich spüre das starke Holz des Fensterbretts, rieche den Duft der blühenden Hecke in unserem Garten, höre Zwitschern.
Das Jetzt ist perfekt.
Kurz schaue ich nach unten auf den Gehweg aus Pflastersteinen.
Ich lächle.
Nie wieder werde ich so unüberlegt und schnell springen.
Ich schwinge meine Beine ins Zimmer und gehe zu meiner Familie nach unten.
Eine Amsel pfeift.